

dtv

»Sie weiß auf alles eine Antwort, Laufmaschen, Halsweh, Eifersucht und billige Cafés – nichts ist ihr fremd. Sie reimt. Und das klug und mit Verstand! Sie ist eine Philosophin der kleinen Leute, vergaloppiert sich nie. Trotz Sentimentalität! Nie ist sie süßlich verlogen, nein, eher herb und sehr gescheit ... Ich hätte sie gerne gekannt«, schrieb Anna Rheinsberg in der ›Welt‹.

Das vorliegende Mascha-Kaléko-Lesebuch enthält die Verse, Nonsense-Gedichte, Chansons, Lieder und Prosastücke aus den Bänden ›Das himmelgraue Poesie-Album‹, ›Der Gott der kleinen Webefehler‹, ›Heute ist morgen schon gestern‹, ›Der Papagei, die Mamagei und andere komische Tiere‹, ›Wie's auf dem Mond zugeht‹, ›Ich bin von anno dazumal‹ und ›Feine Pflänzchen‹ sowie die Biographie ›Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko‹ von Gisela Zoch-Westphal, die seit 1975 das literarische Erbe Mascha Kalékos verwaltet.

Mascha Kaléko, am 7. Juni 1907 als Tochter jüdischer Eltern in Galizien geboren, fand in den zwanziger Jahren in Berlin Anschluß an die literarische Bohème vor allem des Romanischen Cafés und hatte 1933 mit dem ›Lyrischen Stenogrammheft‹ ihren ersten großen Erfolg. 1938 emigrierte sie in die USA und siedelte 1959 von dort nach Israel über. Sie starb am 21. Januar 1975 in Zürich.

Weitere Informationen unter: www.maschakaleko.com

Mascha Kaléko

Die paar leuchtenden Jahre

Mit einem Essay von Horst Krüger

Herausgegeben, eingeleitet und
mit der Biographie ›Aus den sechs Leben der
Mascha Kaléko‹ von Gisela Zoch-Westphal

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Mascha Kaléko
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
In meinen Träumen läutet es Sturm (1294)
Mein Lied geht weiter (13563)
Sämtliche Werke und Briefe (59086 und 59087)

Zu Mascha Kaléko ist erschienen:
Jutta Rosenkranz: Mascha Kaléko (34671)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Originalausgabe 2003
11. Auflage 2013
© 2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
(Siehe auch Quellenhinweise S. 357 ff.)
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Kirstin Schäfer unter Verwendung
einer Porträtaufnahme von Mascha Kaléko im Jahre 1938
(Deutsches Literaturarchiv)
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Garamond 10/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13149-0

Inhalt

Vorwort von Gisela Zoch-Westphal

7

HORST KRÜGER

Meine Tage mit Mascha Kaléko

9

Das himmelgraue Poesie-Album

15

Sinn- und Unsinngedichte

53

Der Gott der kleinen Webefehler

61

Lower Eastside

69

Greenwich Village

80

Heute ist morgen schon gestern

93

Novemberbrief aus Ascona

127

Der Papagei, die Mamagei und andere komische Tiere

135

Wie's auf dem Mond zugeht

161

Ich bin von anno dazumal. Chansons und Lieder

187

Feine Pflänzchen

201

GISELA ZOCH-WESTPHAL

Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko
Biographische Skizzen, ein Tagebuch und Briefe
mit Fotografien und Dokumenten

215

Nachwort

von Gisela Zoch-Westphal

345

Zeittafel

349

Bibliographie

352

Textnachweise

355

Alphabetisches Verzeichnis der Gedichte und
Prosatexte von Mascha Kaléko

359

Vorwort

Das vorliegende Buch vereinigt Texte von Mascha Kaléko, die seit Jahren vergriffen waren. Das Geheimnis und die Qualität ihrer Dichtung liegt in der Einfachheit. Es ist jene seltene, ja riskante Einfachheit, die Walter Benjamin und Franz Kafka bei Johann Peter Hebel bewundert haben und um derentwillen Hebel in die Lesebücher der Unterstufe verbannt wurde.

»Weiß Gott, ich bin ganz unmodern«, schreibt Mascha Kaléko in ihrem Gedicht ›Kein Neutöner‹. Und weiter heißt es: »Zwar liest man meine Verse gern, doch werden sie – verstanden!«

Mit einer Zeile vermag sie schwierigste Dinge zu sagen. Man liest vielleicht darüber hinweg; die Augen eilen schon zum nächsten Vers. Und wenn man nochmals liest, trifft einen der Pfeil mitten ins Herz. Eine Zeile entstanden aus dem Vertrauen in die Sprache, in jedes einzelne Wort.

»Gebrauchslyrik.« Als solche wurden Mascha Kalékos Gedichte hier und da etwas von oben herab abgestempelt.

Gebrauchslyrik – einverstanden. Ich brauche sie – zum Leben.

Juli 2003

Gisela Zoch-Westphal

HORST KRÜGER

Meine Tage mit Mascha Kaléko

Warum soll ich es verschweigen? Ich hatte von ihr kaum etwas gehört, kannte den Namen nur flüchtig – eine Zufallsbekanntschaft. Es war in Berlin, im Herbst 1974. Wir hatten gemeinsam eine Lesung zu bestreiten, und als ich sie dort zum erstenmal sah, spürte ich sofort ihren seltsamen Reiz. Sie war schon als Erscheinung – ja, was war sie? Ich meine, sie war genau wie ein Gedicht von Mascha Kaléko. Entwaffnende Wahrheit des Authentischen: Ein Gedicht, ein lyrisches Ich stand vor mir, klein, schwarz, zierlich. Ironie und Spottlust waren da mit Melancholie sehr anmutig gemischt. Sie war schon gut in den Sechzigern; man sah es ihr aber nicht an. Von weitem hätte man sie gut für eine Frau Ende Dreißig halten können. Sie hatte noch immer die Grazie, die Geschmeidigkeit und die nervöse Unruhe junger Wildkatzen an sich. Der fast lolitahafte Charme sehr junger Mädchen ist ihr bis zu ihrem Tod geblieben.

Dann ihre Lesung. Sie saß neben mir. Sie veränderte sich dabei etwas. Das Mädchenhaft-Kindliche ging jetzt verloren. Sie wurde bewußter, ernster, strenger. Sie ließ sich viel Zeit zwischen den einzelnen Gedichten, machte größere Pausen, scheinbar suchend, scheinbar unschlüssig blättern. Doch solche Unschlüssigkeit schien mir kunstvoll gewollt. Sie wußte genau, was sie jetzt tat und wollte: vortragen, das feine Gespinst ihrer Verse zum Klingen bringen. Es war keine große Lyrik. Es war der frech-sensible, traurige und doch schnoddrige Ton Ber-

lins kurz vor Hitler. Sie trug diese Gedichte in der leisen, hohen Stimmlage einer Dozentin vor, die etwas vermitteln will: Schule des Lebens. Das ging bis zu der gemessenen Strenge der Frau Lehrerin. Sie sagte Gedichte auf – von Mascha Kaléko.

Noch einmal: Warum soll ich es verschweigen? Warum tue ich hier jetzt so, als sei da nichts weiter gewesen? So, als hätte ich sie nur gesehen, gehört, aus kritisch-aufmerksamer Distanz beobachtet? Es war aber mehr. Schwer zu sagen, was und wie und warum. Es gibt wohl so etwas wie die Forderung des Augenblicks: Tu es jetzt, jetzt oder nie; nur jetzt ist die Gelegenheit gegeben. Die Griechen nannten das Kairos. Hatte ich es geplant? Hatte sie es wirklich gewollt? Es ergab sich jedenfalls wie von selbst zwischen uns, daß wir nach diesem Abend noch drei Tage zusammenblieben, mit nichts als der Stadt befaßt.

Natürlich, für zwei alte Berliner von einst ist die Stadt wie ein Roman, eine nicht enden wollende Kitsch- und Schmerz- und Glücksgeschichte, viel Stoff zu wechselseitigem Spotten. Berlin war für uns eine Badeanstalt in Vergangenheit. Sieh all die Reste hier: die Kirchen, die Plätze, die Namen von damals – das war einmal unsere Jugend, das war einmal unsere Hauptstadt, das hier des Reiches Mitte, der Sandkasten und Spielplatz unserer Kindheit. Hier hockten wir doch, wuchsen auf, spielten, fuhren mit Bolle auf dem Kutscherbock, gingen zur Schule, wanderten im Grunewald, badeten im Wannsee. Täglich fuhr ich mit der S-Bahn von Eichkamp zur Friedrichstraße. Ich fuhr an den hohen, kahlen Mietskasernen vorbei, sah auf dem zugigen Bahnsteig die Leute stehen, verweht, vereinzelt, hörte das »Bitte zurückbleiben!« des Bahnbeamten und wie der Zug anruckte und schnell fortzog, hell aufsingend. Mascha verstand das alles. Es waren auch ihre Erinnerungen, ihre Geräusche. Musik der Kindheit,

könnte man sagen. Wir waren ihren Reizen waffenlos ausgeliefert. Wir hörten nur immer und sahen. Man brauchte sich kaum zu verständigen: tiefe Badelust in Vergangenheit.

Es wurden drei ruhelose Tage, unvergeßlich. Vergangenheit und Zukunftshoffnung schoben sich ineinander. Warb ich nicht mit der Stadt um sie? Wollte ich nicht eigentlich sagen: Komm wieder, kehr hierher zurück? Sieh es dir an – das ist doch der Ort deines Ursprungs. Was irrst du herum in Amerika? Was willst du jetzt allein in Jerusalem? Berlin ist für solche Heimatlosen und Weltwanderer wie geschaffen. Zum Schluß soll man immer heimkehren, nicht wahr? Heimkehr – es gibt keine Heimkehr für dich? Doch, es gibt sie, beharrte ich immer. Wo wir Kindheit und Jugend spüren, wo ein paar Menschen uns mögen, wo wir vertraute Geräusche hören, die uns beruhigen, zum Beispiel des Nachts das Singen der S-Bahn: Da ist man nicht fremd. Da ist man zu Hause.

Waren meine Werbungen zu direkt, zu plump? Mascha jedenfalls ließ sich auf so einfache Weise nicht einfangen. Es blieb immer etwas Schwebendes und Unentschiedenes um sie. Sie stand jeden Morgen pünktlich um zehn in der Bleibtreustraße in ihrer Hotelhalle: zierlich, graziös, etwas umdunkelt. Ein schönes Nachtschattengewächs mit Morgenstörungen. Wie ich das kannte! Sie hatte immer schlecht geschlafen, aber ließ es sich nicht anmerken. Sie fand immer ein freundliches Wort, eine Geste der Aufmunterung: Nun laß uns den Tag beginnen, trotz allem. Was soll's? Sie muß damals schon schwer krank gewesen sein, immerhin war es nur vier Monate vor ihrem Tod, aber sie wirkte nicht krank, nicht einmal leidend. Sie wirkte damals sehr allein auf der Welt. Ich sage nicht einsam, sondern allein, abgesondert, zu Hause und doch nicht zu Hause. Sie hatte manchmal etwas von einem rat-

losen Kind, das sich verlaufen hat. Träume ich? Wache ich? Ist dies mein Ort? Wohin denn ich?

Vielleicht war auch alles zuviel. Vielleicht bedrängte sie so viel aufgestaute Zeitgeschichte. Der Augenblick am Potsdamer Platz zum Beispiel. Das war einmal ihr Berlin, die quirlende Mitte der zwanziger Jahre. Jetzt ist hier alles tot, leer, ein Museum der deutschen Teilung. Staub der Vergangenheit liegt auf den breiten Straßen ins Nichts. Kioske mit Ansichtskarten und Souvenirs, Touristen-Omnibusse, die davor parken: die Schrift an der Mauer. Sie sah das alles lange, fast andächtig an, sie schwieg, schüttelte manchmal den Kopf. Wir kauften ein paar Fotos vom Potsdamer Platz, wie er früher war, zu ihrer Zeit. Was ist Berlin heute? Ein Tiefkühlfach großdeutschen Wahnsinns. Hitler und Stalin, hier ist das eingefroren, sagte ich, eingeeist diese ganze Geschichte. Sie nickte, sie schwieg. Sie hat als Jüdin nie ein Wort der Anklage oder der Bitterkeit gefunden. Worüber man nicht reden kann, darüber soll man bekanntlich schweigen.

Wir fahren nach Eichkamp. Wir standen vor dem Haus meiner Kindheit. Mascha wollte es sehen. Direkt gegenüber wohnt heute der Cineast Ulrich Gregor. Und es war wie bestellt, eine kleine Kinoszene für Heimkehrer. Die Tür öffnete sich. Frau Gregor trat heraus. Sie fuhrwerkte mit Mülleimern und Besen herum, war offenbar mit Hausputz befaßt, sah uns, erkannte uns und rief plötzlich über den Gartenzaun weg: Ach, Frau Kaléko, nein, so etwas! Wie seltsam! Sie werden es nicht glauben: Vorhin, beim Reinemachen der Bibliothek, bin ich seit Jahren zum erstenmal wieder auf einen Ihrer Gedichtbände gestoßen. Sie kommen doch herein? Sie müssen mir einen kleinen Gruß, eine Widmung reinschreiben. Und Mascha tat das dann auch in ihrer aufrechten, steilen Schrift. Einen Augenblick war sie glücklich. Sie strahlte,

ein tiefes Kinderglück Mitte Sechzig. Das war wieder ein Pluspunkt für mich. Ich sah meine Aktien steigen. Wo auf der Welt passiert Ihnen das? sagte ich triumphierend. Bitte, so direkt und herzlich sind nur die Berliner.

Ja, so ungefähr sind wir drei Tage durch die Stadt gefahren, immer kreuz und quer. Ich zeigte ihr Schloß Glienicke und die DDR-Grenze dort, direkt auf der »Brücke der Einheit«. Ein amerikanischer Militärwagen fuhr eben, aus Potsdam kommend, in West-Berlin ein. Wir fuhren zum Kleist-Grab, hörten Schüsse dort hallen. Kasernenhofschüsse, Abschiedsschüsse. Die Windböen rissen und knallten wie Peitschenhiebe. Wir waren im Norden. Ich zeigte ihr das Märkische Viertel, diese Gebirge aus Beton, die sie nicht schreckten. Sie kannte das aus Amerika. Wir fuhren weiter nach Lübars, dem märkischen Dorf am Rand der Inselstadt. Wir saßen dort in einer Gastwirtschaft, sahen weit in die flache Fließlandschaft hinaus und wie sich die Mauer dort durchzieht. Mascha erzählte von ihrem Sohn, ihrem Mann. Sie sprach von Toten. Es kamen nur spärliche Erinnerungen und spröde Sätze. Die literarische Begabung ihres Sohnes lobte sie und wie er dann plötzlich gestorben sei im ersten Aufbruch. So wiederholen sich Schicksale, anders. Der musikalische Nachlaß ihres Mannes bewegte sie. Er war ein sehr erfolgreicher Komponist für jüdische Sakral- und Volksmusik gewesen. Es sei da noch so vieles zu ordnen und zu regeln in Zürich, London, Jerusalem, Berlin. Ja, wenn das einmal alles geregelt sei, sagte sie. Gleich danach. Es war, als spräche sie von einem großen bewunderten Berg, von dem sie doch wußte: Er ist nicht mehr zu nehmen, für mich.

Letzte Erinnerung, letzter Augenblick dieser drei späten Tage. Wir haben uns schon getrennt. Ich weiß längst, meine Werbekampagne, unser altes Berlin genannt –

nicht wahr, Mascha, unser schönes altes Berlin? –, sie ist zu Ende, und ich habe verloren. Ich kann sie nicht halten. Ich kann sie nicht umstimmen. Ahnte sie vielleicht, daß es Augenblicke im Leben gibt, da wir uns nicht mehr entscheiden müssen, weil über uns schon entschieden ist? Fühlte sie schon das Ende? Roch sie den sehr nahen Tod?

Ich stehe an meinem Hotelfenster. Kurfürstendamm, Ecke Joachimstaler Straße. Ich sehe ihr nach. Sie war noch hier oben bei mir und ging dann weg. Sie steht unten vor der Ampel. Sie geht über den Zebrastreifen. Sie geht sehr allein, aber doch zielbewußt, beinah streng. Sie geht energisch, als wolle sie sich losreißen von so viel schnöder Berlin-Verführung, durch mich. Noch ein Termin, noch ein Treffen mit alten Bekannten hier in der Stadt. Was weiß denn ich? Sie geht direkt gegenüber auf das Café Kranzler zu. Berliner Kaffeehaus, ihr Ort, ihre Bühne, ihre Liebe einmal. Ich kann sie schon nicht mehr erkennen. Sie ist im Gewühl der Berliner verschwunden. Sie ist weg, weggewischt wie ein dunkler, schöner Traum. Sie war etwas Schwebendes, Unwägbares, das man nicht halten kann, wie ein Gedicht. So etwas ist immer nur da – im Vorübergehen.

Das himmelgraue Poesie-Album

»Eines läßt sich nicht bestreiten, jede Sache hat zwei Seiten. Die der andern, das ist eine, und die richtige Seite: deine.« Solche selbstironischen Verse sind charakteristisch für diese Dichterin vom Orden der »lustig hüpfenden Träne«, den Paul Klee einst gerne gegründet hätte und dessen jüngste Repräsentantin in jenen Jahren des Kurt Tucholsky, Walter Mehring und vieler anderer Mascha Kaléko war. »Sie weiß auf alles eine Antwort, Laufmaschen, Halsweh, Eifersucht und billige Cafés – nichts ist ihr fremd. Sie reimt. Und das klug und mit Verstand! Sie ist eine Philosophin der kleinen Leute, vergaloppiert sich nie. Trotz Sentimentalität! Nie ist sie süßlich verlogen, nein, eher herb und sehr gescheit ... Ich hätte sie gerne gekannt«, schrieb Anna Rheinsberg in der ›Welt‹. Die folgenden Verse und Gedichte sind eine gute Gelegenheit, sie kennen- und liebenzulernen – wenn man das nicht schon längst tut.

G. Z.-W.

Kein Neutöner

Ich singe, wie der Vogel singt
Beziehungsweise sänge,
Lebt er wie ich, vom Lärm umringt,
Ein Fremder in der Menge.

Gehöre keiner Schule an
Und keiner neuen Richtung,
Bin nur ein armer Großstadtspatz
Im Wald der deutschen Dichtung.

Weiß Gott, ich bin ganz unmodern.
Ich schäme mich zuschanden:
Zwar liest man meine Verse gern,
Doch werden sie – verstanden!

Autobiographisches

Die sogenannte Goldne Kinderzeit,
Nach der so viele von uns Heimweh haben,
Hat mein Gedächtnis abgrundtief vergraben
Und so von manchem Alpdruck mich befreit.
Was ich noch weiß aus jenen trüben Tagen,
Ist nur Erinnerung an Hörensagen.

Ich war halb fünf, als ich zum erstenmal
Mich freiheitsuchend aus dem Hause stahl.
Schön wars allein im Walde, unter Sternen,

Bis man mich fand, mit Fackeln und Laternen.
Der schnell versammelte Familienteetisch
Fand diesen Ausflug keineswegs poetisch.

Die Pubertät, so hieß es, formt das Ich.
Wenn Mädchen diesen Wendepunkt erreichen,
Sind ihre Augen große Fragezeichen,
Ihr Mund ein schweigender Gedankenstrich.
Es scheint, ich stand in zartem Alter schon
Im Zeichen solcher »Interpunktion«.

Ein Schulkind noch, war ich latent verliebt
In jenen einen, den es gar nicht gibt.
Ob Dichterjüngling, Bühnenheld – bei Licht
Ergab sichs jedesmal: Dies war er nicht!
Und doch, mein Herz, das Werkzeug dunkler Triebe,
War stets verliebt. Wenn auch nur in die Liebe.

Mit siebzehn ein geschworne Pessimist,
Verschlang ich Weininger und Schopenhauer.
Sprach wie Cassandra. Schwieg wie ein Trappist.
Und fand das Dasein vorschriftsmäßig sauer.
Aus purem Trotz nahm ich mir nicht das Leben.
Denn seliger als Nehmen schien das Geben!
Wies weiterging, das mag wer will erfahren
Dereinst aus meines Kindes Memoiren.

Qualverwandtschaft

Neben mir geht eine feine Dame
Unsichtbar tagein, tagaus spazieren.
Hat die wohlerzogensten Manieren.

Fräulein *Alter ego* ist ihr Name.
Sie erfüllt, was ich bisher versäumte
Und was die Familie sich erträumte.

Während ich die Finger mir verbrenne,
Faßt sie alles nur mit Handschuhn an.
Klug und weise folgt sie einem Plan,
Wo ich Törin mir den Kopf einrenne.
Dem Als-ob konventioneller Sitten
Untertan, ist sie stets wohlgelitten.

Mein Daheim ist bei den Heimatlosen.
Stürme rütteln oft an meinem Zelt.
Aber dornenfrei ist ihre Welt –
Allerdings auch völlig frei von Rosen.
Und ich gönne meiner Qualverwandtschaft
Ihre sanitäre Lebenslandschaft.

Lieber noch mit dornzerkratzten Händen
Als mit manikürter Seele enden!

Ausgleichende Gerechtigkeit

Die Strafe, die ich oft verdient,
Gestehen wir es offen:
Ist sonderbarerweise nie
Ganz pünktlich eingetroffen.

Der Lohn, der mir so sicher war
Nach menschlichem Ermessen,
Der wurde leider offenbar
Vom Himmel auch vergessen.

Doch Unglück, das ich nie bedacht,
Glück, das ich nie erhofft –
Sie kamen beide über Nacht.
So irrt der Mensch sich oft.

Bericht aus einer Kindheit

Weil er die Geige spielte wie ein Engel,
Vorausgesetzt, daß Engel Geige spielen,
Gehörte ihm mein halb erwachtes Herz
Mit seinen höchst verwirrenden Gefühlen.

Vom Reich der Kindheit offiziell verbannt,
Das Tor zur Welt der Großen noch versperrt,
So schwebte ich in meinem Niemandsland
Und lebte für ein Violinkonzert.

Da saß ich denn in der Philharmonie
Und schämte mich der dummen fünfzehn Jahre.
Das Schottenröckchen reichte kaum ans Knie,
Und auf dem Podium stand der Wunderbare

Und musizierte sich stracks in mein Leben,
Trug seinen Namen in mein Schicksal ein.
Mama in schwarzem Taft saß dicht daneben
Und ahnte nichts. Und ich war so allein.

So einsam war die Welt in jenem Herbst.
Die Ahornbäume sandten ihren herben
Oktoberduft zum Abschied in den Park.
Ich lernte damals unauffällig sterben.